

Der Landwirth.

Wochenbeilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“

Nr. 41.

Wiesbaden, den 8. November 1905

20. Jahrgang.

(Nachdruck verboten.)

Etwas vom Aufforst.

Von G. Wichmann-Heilbronn.

In den letzten 20–30 Jahren sind in Deutschland viele Tausend Hektar Land aufgeforstet worden, hauptsächlich im Norden des Reiches. Voran marschieren mit dieser Tätigkeit außer den Domänen vor allem die Gemeinden und großen Güter.

Seit man den großen wirtschaftlichen Wert des Aufforstens erkannt hat, ist die Wissenschaft schon einen weiteren großen Schritt vorwärts gegangen, durch Feststellung der Tatsache, daß ein großer Holzbestand auf das Klima eines Landes von einschneidender Wirkung ist.

In Ländern, in denen durch rücksichtsloses Wegschlagen des Holzes oder aus anderen Ursachen der Holzbestand stark verringert wurde, ist eine auffällige Veränderung des Klimas eingetreten. Nordamerika, große Teile Afrikas und Asiens sind sprechende Beispiele dafür.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit ehemals gleichmäßigem Klima, sind heute zur Winterzeit verheerenden riesigen Schneestürmen preisgegeben, während zur Sommerzeit eine trockene Gluthitze das Land anderrt, die man vor reichlich hundert Jahren, als endlose Urwälder das Land noch bedeckten, nicht kannte. In Mexiko und Peru haben einst die spanischen Eroberer ganze Landschaften, die noch vor einigen Jahrhunderten stark bevölkert, bewässert und angebaut waren, entvölkert und die früher fruchtbaren Hochflächen dieser Länder ihrer reichen Vegetation beraubt so daß sie jetzt die Sonne verbrennt, der Boden sich mit Salzablagerungen bedeckt und nur noch hartes Gras ernährt.

Genau so liegen die Verhältnisse in Zentralasien, aber mit dem Unterschied, daß hier nicht die Zerstörungslust und der Unverstand der Menschen die Schuld an der Verödung des Landes tragen, und daß die Periode, in welcher die Klimaveränderung vor sich ging, bereits in vorgeschichtlicher Zeit eingetreten ist. Ehemals, als die Wüste Sahara noch von Wasser bedeckt war, brachten die vorherrschenden Südwestwinde dem Innern Afrikas reichliche Niederschläge und machten das Land zu einem fruchtbaren Paradies. Mit dem Schwinden des Saharameeres wurden die Südwestwinde immer trockener und Zentralasien verödete, der Wind trieb den Sand überall hin, das Land in eine Wüste verwandelnd. Der Libanon und andere Gebirge Syriens sind mit Ruinen großer Ortschaften besetzt, die infolge Verwüstung der Wälder jetzt nur noch von vegetationsloser Einöde umgeben sind. Die früher stark bevölkerte, mit Gärten und Dattelpalmen bedeckte babylonische Landschaft war noch zur Zeit der römischen Kaiser wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmt, heute ist sie infolge menschlicher Zerstörungswut eine öde Wüste. Als das Volk Israel in das Land Kanaan zog, das Land „da Milch und Honig fließt“, brachten die ausgehenden Anstöße so herrliche Früchte und andere Früchte dem harten Israel, daß sie das Volk in Jubel und Dank für das Gelingen, ihnen versprochene Land auszubrechen ließ. Heute ist Kanaan infolge der Ausrottung seines Baumbestandes eine trostlose Wüste.

Die Erde bietet solcher Beispiele der Ausödung und Verödung ehemals wasserreicher, fruchtbarer Gebiete noch viele. Sie beweisen, daß es in der Hand des Menschen liegt, die Erde fruchtbar und, wenn auch nicht überall zu einem Paradies, doch zu einem blühenden, ihn nährenden Garten zu machen.

In ähnlicher Weise wie das Klima eines Landes, von dessen Baumbestand oder Kulturzustand beeinflusst wird, ist auch die Bewertung eines Gutes oder Hofes von seiner Bewirtschaftungsart und Bewirtschaftungsfähigkeit abhängig. Gerade das letztere aber, die Bewirtschaftungsfähigkeit ist bei vielen landwirtschaftlichen Betrieben ein sehr wunder Punkt. Zwar ist in den letzten Jahren unendlich viel gelehrt z. B. durch die Feldbereinigung, aber in solchen Fällen wo die einzelnen zu einem Hof oder Anwesen gehörigen Acker örtlich weit auseinander liegen, hat auch das Feldbereinigungsgebot keine Beförderung bringen können. Hier nun ist ein Punkt, wo der Landwirth mit der Forstkultur einzusetzen hat. Die Bewirtschaftung solcher Außenstücke ist der Natur der Sache nach mit großem Zeitaufwand und unverhältnismäßigen Kosten verknüpft. Trotzdem ist es fast niemals möglich, derartige Ländereien in dem gleichen Kulturzustand zu erhalten, wie das Hauptgut. Solche Außenstücke drücken daher die Rentabilität eines Anwesens stets bedeutend herunter. So es kann vorkommen, daß sie schließlich die Bestellungsstellen nicht mehr decken, die Bodenkraft geht immer weiter zurück und am Ende eignen sie sich gar nicht mehr zu Ackerland, wenn der Besitzer nicht die größten Opfer bringen will, um sie dem Kulturzustand zu erhalten. Derartige Flächen sollten nun in erster Linie zur Aufforstung herangezogen werden. Ebenso sollten Sand- oder Lehmgruben, soweit sie ausgenutzt sind, sofort aufgeforstet werden. Solche Stellen bieten einen unschönen Anblick und drücken auf den Wert des Besitzthums. Aufgeforstet aber erhöhen sie den ästhetischen und faktischen Wert schon nach 3–4 Jahren bedeutend, der dann mit dem Laufe der Jahre eine beständige natürliche Steigerung erfährt.

Die Frage, womit aufgeforstet werden soll, ist einzig und allein vom Boden abhängig. Unsere genügsamsten Holzarten sind Kiefer und Birke. Sie nehmen mit dem drückten Sandboden vorlieb, doch verlangt die Kiefer wegen ihrer Pfahlwurzel Tiefgründigkeit, während die Birke flachwurzler ist. Bei etwas besserem, humushaltigem Boden kann schon die Fichte oder Kiefer gepflanzt werden und ist in mäßiger Tiefe Grundfeuchtigkeit vorhanden, so wächst die Eiche auch sehr gut. Es ist überhaupt ersichtlich, wie genügsam die Ansprüche der Eiche an den Boden sind, ist Grundfeuchtigkeit vorhanden, so wächst sie eigentlich überall. Bei Brüchen ist man in erster Linie auf Erlen angewiesen, sind dort Höhenstellen vorhanden, so bepflanzt man diese mit Eichen und handelt es sich um Grundstücke, die zeitweise überschwemmt werden, greift man am vortheilhaftesten zur Weide.

Biersack, zumal bei kleineren Gütern, wo aus der Anpflanzung möglichst bald ein Nutzen erzielt werden soll, ist es am zweckmäßigsten, das Augenmerk auf Erzielung von Brennholz und kleineren Nuthölzern zu richten. Hier legt man, je nach

Page und Boden sich richtend, einen gemischten Bestand von Rot- und Weißbuchen, Eichen, Eichen, Ahorn, Alnen, Birken, Pappeln, Salweiden, Haseln, Linden etc. an.

Ist der Landwirth mit sich darüber im reinen womit er aufzuziehen soll, tritt die Frage über das wie an ihn heran. Es läßt sich die Bestockung bisher baumloser Flächen auf zweierlei Art erreichen, nämlich durch Saat und durch Pflanzung.

Sollen größere Flächen zu Hochwald bestockt werden, ist unbedingt die Pflanzung mit mehrjährigen Pflanzen vorzuziehen. Kräftige Pflanzen leiden nicht so leicht durch Trockenheit und Frost wie Sämlinge, vor allen Dingen aber sind sie nicht so sehr durch Graswuchs und Wild gefährdet. Allerdings wird diese Art der Anpflanzung bedeutend teurer wie die Bestockung durch Saat, aber der Nutzwert ist im ersten Fall auch nicht an eine bestimmte Zeit gebunden. Die Pflanzung kann den ganzen Herbst und bei offenem Wetter auch im Winter vorgenommen werden. Dadurch hat die Aufforstung durch Pflanzung auch wiederum etwas Verlockendes für den Landwirth. Sind seine Herbstarbeiten beendet, so kann er mit Ruhe an seine Waldkultur gehen. Die Frühjahrspflanzung möchte ich nicht empfehlen. Abgesehen davon, daß die Frühjahrsarbeiten nur selten Zeit zu anderen Geschäften lassen, sind in dieser Zeit bepflanzte Schläge mancherlei Gefahren ausgesetzt. Trockene Frühjahrreife mit vorherrschenden kalten, scharfen Ostwinden sind in unseren Breiten nicht so selten. Schon eine vierzehntägige Trockenperiode mit Ostwind kann die ganze Frühjahrspflanzung vernichten. Zudem kommt selbst unter normalen Verhältnissen eine Frühjahrspflanzung in der Regel nicht recht ins Wachsen. Und merkwürdig, dieses schlechte Wachstum des ersten Jahres bleibt den Pflanzen oft ihr ganzes Leben „in den Knochen stecken“. Wie anders wächst dagegen eine Herbst- oder Winterpflanzung. Ja selbst in heißen Sommern (August bis September) vorgenommene Pflanzungen wachsen den Frühjahrspflanzungen stets vorbei.

Die billigere, raschere und bequemere Anpflanzungsmethode durch Saat wird am zweckmäßigsten angewandt, wenn kleinere Nuthölzer und in erster Linie Brennholz erzielt werden soll. Sie liefert naturgemäß sehr pflanzenreiche Bestände, aus welchen befalls ältere und größere Durchforstungserträge hervorgehen als aus den weitläufigen Pflanzungen. Zu beachten ist aber wohl, daß, während sonst die meisten Holzarten schon in 4–6 Wochen nach der Aussaat auslaufen, die Eichen und Eiche erst im zweiten Jahre, Kiefer, Fichte und Lärche bis in das zweite Jahr hinein Zeit brauchen, um heranzukommen. Außerdem ist zu berücksichtigen, daß die weichen Holzarten 50–70 Prozent leimfähigen Samen enthalten, Birke und Schwarzerle aber nur 15 Prozent, und Lärche, Alne und Weißtanne etwa 30–50 Prozent. Bei genügender Berücksichtigung dieser Eigenarten ist eine gleichmäßige Bestockung der Aufforstungsflächen von vornherein gewährleistet.

Für den Anbau durch Aussaat steht dem Kultivateur jedoch nicht derselbe Spielraum zur Verfügung wie bei der Aufforstung durch versauerte mehrjährige Pflanzung. Die Aussaat hat, wenn irgend möglich, zeitig im Frühjahr zu geschehen, da Spätfröste leicht die ganze Herbstsaat vernichten können. Aber es gilt auch hier das Wort: Keine Regel ohne Ausnahme. Bei ganz armen und trockenen Böden ist trotz allem die Herbstsaat vorzuziehen, noch richtiger ist es in solchen Fällen, die Aufforstung mit mehrjährigen Pflanzen vorzunehmen. Man wählt hierzu die Kiefer, da sie die anpruchsfollste unserer Forstpflanzen ist, die selbst in kargem Boden gewinnt, wo sonst kein Sämling sprießt und nichts das trostloseste Einerlei des weichen Sandes unterbricht.

Landwirthschaft.

Ausdünger kann nur dann zur vollkommenen Wirkung gelangen, wenn er auch den zur Lösung seiner Bestandteile notwendigen Kalk im Boden findet.

Einrichten von Kartoffeln. Beim Zubeden der Rieten werden oben auf den Kartoffeln zwei Stangen von 15 Zentimeter Dicke so gelegt, daß sie in der Mitte zusammenstoßen, auf beiden Enden zwei Fuß über die Mitte hinausragen. Jetzt erst wird ca. 200 Zentimeter langes Stroh auf die Kartoffeln gelegt, der Riet mit Langstroh abgedeckt und die ganze Riete so stark mit Erde bedeckt, daß kein Stroh mehr zu sehen ist. Auf den Riet wird ein breites Brett gelegt, damit dieser frei von Erde bleibt. Ist die Riete nun fertig bedeckt, werden die Stangen zu beiden Seiten herausgezogen, wodurch auf einfache Weise eine Luftzirkulation geschaffen ist, um die Kartoffeln abtrocknen zu lassen und die Erwärmung durch den stattfindenden Luftzug zu vermindern. Vor Eintritt starken Frostes werden dann die beiden Enden des Rietes verstopft und die ganze Riete mit noch 15 Zentimeter Erde beworfen.

Behandlung des Düngers. Sehr häufig hört man verächtliche Meinungen über das Dung-Unterspflügen. Manche behaupten, es sei besser, den Dung gleich unterzubringen, manche sagen, daß solcher Dung, der bis zur Abfuhr in den Viehställen liegt, erst einige Tage auf dem Acker ausgebreitet liegen müsse, bevor man ihn unterpflüge etc. Am besten wird es immer sein, den Dung so bald wie möglich unterzuquaden, namentlich ist ein sofortiges Finden auf den Acker immer geboten. Verluste von Ammoniak sind im Winter nicht zu befürchten und dann geht das Pflügen auch meistens nicht, ebenso sollen auch Untersuchungen ergeben haben, daß die Ammoniakverluste im Sommer auch nur sehr geringe waren. Auf Feldern mit abschüssiger Lage ist es natürlich gefährlich, den Dung obenauf liegen zu lassen, weil er durch starke Regengüsse oft große Verluste bekommt. Am wenigsten Verlust erleidet natürlich solcher Dung, der mit Konservierungsmitteln behandelt worden ist.

Weinbau und Kellerwirthschaft.

Winterschutz des Weinstocks. Auch hier gilt's wie bei den Rosen: möglichst spät bedecken! Deckt man mit Erde, so ist zuerst der Stock zusammengebunden auf den blauen Boden hinzulegen und 30–40 Zentimeter davon die Erde wegzunehmen, so daß ein Graben zum Abfluß der Feuchtigkeit entsteht. Im allgemeinen genügt anstatt des Deckens mit Erde das bloße Einbinden

mit Stroh; wird es sehr kalt, so kann man immer noch Dünger oder Stroh darauf tun. Wenn es im Späthjahr heißt: möglichst spät zudecken! — so heißt's im Frühjahr: möglichst früh aufdecken, wenn es sein kann, schon Ende Februar!

Trüber Obstein. Will sich Obstein nicht klären, so liegt die Ursache meist darin, daß ein Teil des Obstes überreif gewesen oder daß die Gärung bei zu niedriger Temperatur stattgefunden hat. Auch Unterbrechung der Haupt- oder Nachgärung, hervorgerufen durch plötzlichen Temperaturwechsel, wie er in den Monaten Februar und März oft vorkommt, kann schuld sein. Um hier zu helfen, setzt man dem Moste pro Hektoliter circa 250–500 Gramm Zucker zu, welchen man vorher in bis zu 15 Grad erwärmtem Moste geschmolzen hat und sucht die Kellertemperatur ebenfalls auf 15 Grad Celsius zu bringen. Die Gärung beginnt von neuem und der Most wird sich klären, nur darf man natürlich mit dieser Operation nicht warten, bis er sauer geworden ist. Nach erfolgter Klärung soll der Abtrieb vorgenommen werden.

Der Schimmelgeschmack, welcher Brantwein oft anhaftet, kann auf zwei Ursachen zurückgeführt werden: erstens auf mangelhafte Destillierung, zweitens auf schlechte Unterbringung, d. h. in einem Faß, das sich nicht in gutem Zustande befindet. Wenn der letztere Umstand das Uebel herbeigeführt, dann wird sich die Anwendung von vegetabilischen Kohlen unter den folgenden Bedingungen als nützlich erweisen. Der Brantwein wird in ein vollständig sauberes Faß umgefüllt und per Hektoliter 500 Gramm Kohle, fein gepulvert, verwendet, indem man dieselbe mit einem Liter Brantwein vermischt und so in das Faß gießt. Das Ganze wird dann flüchtig umgerührt. Nach zwei oder drei Tagen läßt man und zieht nun den Brantwein in eine Tonne, die sich in gutem Zustande befindet. ab. Durch Hinzufügen eines guten Brantweins zu dem behandelten gibt man demselben wieder Körper.



Landwirthe zücht
Schweine
mit einer regelmäßigen Be-
gabe von
Barthel's
Futterkalk

(ca. 40%iges Präzipitat, vollständig magenlöslich)

**Bestes Mittel zur rationellen Aufzucht von
Schweinen u. Jungvieh aller Art, sowie Vor-
bereitungsmittel geg. alle Knochenkrankheiten.**

5 Kilo Mk. 2.— franco jeder Poststation Deutschlands; 50 Kilo
Sack Mk. 11.— ab unseren Lagern in Regensburg, Hof,
Witzburg, Ulm a. D., Heilbronn a. N., Offenburg (Baden), Trier,
Köln a. Rh., Mainz, Cassel, Coburg, Hildesheim, Bitterberg,
Frankfurt a. D. etc.

Michael Barthel & Co., chemische Fabrik, Regensburg 90.
1283/331

Die Gräfl. v. Baudissin'sche Weinrentverwaltung
Nierstein a. Rh., 730

bringt zum Versand
ihre hervorragend preisw. Marke
1903er Niersteiner Domthal
Probekiste von 12 Fl. Mk. 15.—
frachtfrei jeder deutsch. Eisenb.-
Station geg. Nachnahme oder Vor-
einsendung des Betrages.
In Fass von 30 Liter an be-
zogen per Liter Mk. 1.—.
Fracht ab Nierstein zu Lasten des
Empfängers. 1494

Dauerbrand-Öfen

amerikanischer und irischer Systeme.
Niederlage von
Riessner Öfen,
Neufang-Öfen
beste Dauerbrenner für jede
Kohle.
Regulier-Füllöfen.

Kochherde
in allen Ausstattungen zu billigsten
Preisen.

M. Frorath Nachf.

Kirchgasse 10. Tel. 241. 600





Nr. 262;

Mittwoch, den 8. November 1905.

20. Jahrgang

Flüchtiges Glück.

Roman von Clarissa Kohde.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Was auch das beste wäre! — Wozu sollte jetzt eine Begegnung zwischen den beiden führen? Am Ende zu einem neuen Zweikampf!“

„Davor behüte uns Gott!“ rief der Kommerzienrat, seine Frau an sich ziehend, und ihr voll inniger Bärtlichkeit ins Auge blickend. „Arme Leonie! — Daß Dir das durch reinen eigenen Bruder angetan werden mußte, all dies schwere Leid! — Doppelt fühle ich mich jetzt Dein Schuldner.“

„Und doppelt habe ich in diesen Tagen des Leides Deine Liebe, Dein edles, gütiges Herz kennen gelernt, Philipp. Dieser Schicksalsschlag, den wir gemeinsam zu tragen haben, den Du mit mir so freundlich Dich bemüht, der geliebten Mutter zu erleichtern, wird unseren Bund nur noch mehr befestigen.“ — In seinen Augen leuchtete es auf.

„Hast Du wirklich Deinen trockenen, nur zu sehr mit dem Alltäglichen beschäftigten Mann, der einem so holden, reich veranlagten Weibe nichts zu bieten vermag, als ein treues, ihr ganz ergebene Herz, ein wenig lieben gelernt?“

„Von ganzem Herzen“, rief sie, nun ihn umschlingend und ihren Mund auf seine Lippen drückend mit einem Gefühl tiefster innerster Glückes, wie sie es ihm gegenüber noch nie empfunden. —

Zweihundzwanzigstes Kapitel.

Es war ein heiterer, frischer Frühlingsmorgen, als Professor Reinfeld auf dem Anhalter Bahnhof dem Münchener Jünger entstieg und sich sogleich in eine Droschke setzte, um nach der Tiergartenstraße zu seiner Tochter zu fahren. — Seine Züge waren schlaff und übermüdet, — er hatte während der ganzen Fahrt sein Auge zugemacht. Seine Sorge um das geliebte Kind, dem verleumderische Zungen die Ehre zu rauben drohten, war von Minute zu Minute gewachsen. — Wie würde er sie finden, was konnte er tun, um sie zu schützen? — Tausend Pläne durchkreuzten seinen Sinn, von denen der eine vor allen haften blieb, Kathi mit sich zu nehmen in den Frieden der stillen Insel, damit sie in seiner Liebe genesen könne von allem Unrecht, allem Weh, das ihr die Welt angetan! — Denn, daß sie unschuldig war an allem, was man ihr vorzuwerfen schien, davon war er in innerster Seele überzeugt. Er kannte seine Tochter zu genau, um auch nur einen Moment an ihr zu zweifeln. Aber er, ihr Vater, hatte an ihr gezweifelt, und diesem Zweifel war ein Menschenleben zum Opfer gefallen.

Das Haus schien noch im tiefen Schlafe zu liegen, als der Professor die Glöde zog. Doch empfing ihn die Dienerschaft, sobald er seinen Namen nannte, wie einen lang Ersehnten.

Berta wurde gerufen, sie hat den Professor, einen Augenblick im Gartenfaal zu warten, sie wolle die gnädige Frau, die sehr leidend sei und noch der Ruhe pflege, sogleich benachrichtigen. — Sie habe schon oft nach dem Herrn Professor verlangt.

„Und mein Schwiegersohn?“ fragte Reinfeld, „schläft er etwa auch noch?“

„Ach nein“, entgegnete das Mädchen mit einem ernsthaften Kopfschütteln. „Herr Markwald ist nicht zu Hause.“

„Nicht zu Hause — also schon ausgegangen?“

„Er ist gestern abend verreist.“

„Ah so“, meinte der Professor, dem Mädchen zureichend, daß sie gehen könne, während es bitter um seinen Mund zuckte. — „So weit ist die heiße Liebe schon abgefühlt, daß man die leidende Gattin sich selbst überläßt, wo es Pflicht wäre, ihr schützend zur Seite zu stehen. — O, mein armes Kind, hätte ich das ahnen können — ich Tor, — nimmer, nimmer hätte ich erlaubt, daß er Dich mit sich nahm in die kalte Fremde.“

Finster schweifte sein Auge über den Luxus der Ausstattung, die herrliche Pflanzenpracht auf der Terrasse, die kostbaren Gemälde und Kunstwerke. — Beinahe zwei Jahre war seine Tochter jetzt verheiratet, und er sah ihre Häuslichkeit heute zum ersten Male, und unter welchen Umständen! —

Es dauerte eine Weile, ehe Berta ihn zu holen kam. — Sie führte ihn durch einige noch prächtiger ausgestattete Gemächer bis zu einer Tür, die sie öffnete mit der Bitte, einzutreten, die gnädige Frau erwarte ihn. —

Ein leiser Aufschrei aus einer von dunklen Vorhängen in Dämmerlicht gehüllten Ecke, und eine in Weiß gehüllte Gestalt lag bebend zu seinen Füßen, und umfakte seine Knie.

„Verzeihung, Papa, Verzeihung! Ich bin unschuldig. Bei Gott, dem Allwissenden, schwöre ich es Dir, ich bin unschuldig — auch an dem Tode Erichs!“ —

Der Professor hob sie auf und drückte sie an sein Herz.

„Wer gibt Dir denn Schuld, Kathi, wer wagt es?“

„Wer?“ — schrie sie nun auf. „Er, Papa, Justus!“

„Ich werde ihn eines besseren belehren, mein Kind. Doch jetzt beruhige Dich!“

Er geleitete die heftig Schluchzende zu dem seidenen Ruhebett, von dem sie sich erhoben, und ließ sie dort niedergleiten, sich an ihre Seite legend. — Dann schob er die schweren, dunklen Sammetvorhänge fort und sah ihr prüfend ins Gesicht. Ein Auf des Schreckens wäre fast seinen Lippen entglitten. War diese bleiche, abgezehnte Frau in den tiefliegenden, fieberhaft glänzenden Augen sein Kind, seine Kathi, einst der Sonnenschein seines Hauses?

„Was — was hat man aus Dir gemacht?“ bebt er. „Mein Liebling, meine Jüngste, Du Ebenbild Deiner Mutter! Wo ist Deine Jugend hin, Deine Heiterkeit der Seele?“

„Ja, wo?“ „Papa?“ entgegnete sie leise. „Für immer dahin — für immer.“

„Nicht für immer! Du bist krank — aber Du wirst wieder genesen und dann wird alles sein wie es gewesen. Ich will mit Deinem Mann sprechen, oder da er verreist ist, an ihn schreiben, daß er Dir erlaubt, mit mir in unser kleines Häuschen auf Franenchiemsee zu gehen, Dich dort in der Stille und dem Frieden der Natur zu erholen.“

Sie nickte.

„Ja, Papa, nimm mich mit Dir. — Nur fort, fort von hier. Das ist jetzt mein einziger Wunsch. — Nichts mehr hören“

und sehen von allem, was mich hier erinnert an das, was ich gelitten, geweint, durchdrungen habe."

Mit fast scheuem Blick sah sie sich um. — Er fuhr wie betrübend über ihr von der Stirn leicht zurückgestrichenes Haar, das in einer dicken Flesche über den Rücken fiel. Das ließ sie noch kindlicher erscheinen als ehedem, und es berührte umso schmerzlicher, auf diesem jungen Gesicht schon die Spuren des Kummerz sichtbar eingegraben zu sehen.

"Wann reisen wir, Papa?" fragte sie, zu ihm aufsehend.

"Sobald ich mit Deinem Vatten das nötige darüber verhandelt haben werde."

"O, er — er gibt mir vollständige Freiheit."

"Hat er Dir das gesagt?"

"Nein, Papa, nicht gesagt, aber geschrieben — er — er" Sie stockte, blickte den Professor an und brach in Schluchzen aus.

"Sprich, Kind, sprich — oder besser zeige mir den Brief."

Sie deutete, das Gesicht abwendend, nach dem Schreibtisch hin, wo ein gefaltetes Papier lag. Der Professor griff danach und las. Es waren nur wenige Worte:

"Nach allem, was geschehen, und nachdem Du mir so deutlich gezeigt hast, wem Deine Neigung gehörte, wirst Du begreifen, daß ein weiteres Zusammenleben für uns unmöglich ist. Ich werde die nötigen Schritte tun, unsere Ehe, die uns nur wenig Glück und viele böse Tage gebracht hat, zu trennen. Es wird von Dir abhängen, wohin Du Dich während dieser Zeit, bis alles entschieden ist, begeben willst. Ich stelle Dir mein Schloß am Traunsee zur Verfügung, da ich annehme, daß Berlin Dir unter den obwaltenden Umständen nicht erwünscht sein dürfte. Das Geschäftliche wird mein Bruder mit Deinem Vater vermitteln, der, wie ich voraussehe, in den nächsten Tagen bei Dir eintreffen wird. Für uns scheint es mir am erprießlichsten, wenn wir uns nicht wiedersehen. —"

Justus."

Das Professors Hand, die den Brief hielt, zitterte. So — so wagte der Mann, der wie verzaubert zu den Füßen Kathis geknien, sie jetzt zu beleidigen? Sie zu verdammten, ohne sie gehört zu haben? Und mit dieser eiligen, verletzenden Kälte, bei der sich das Herz zusammenkrampfte! — Und er, ihr Vater, durfte nichts tun, durfte den Elenden, der ihm sein bestes geraubt, um es zu vernichten, nicht einmal zur Verantwortung ziehen aus Rücksicht auf sein Kind! — Es war wahrhaftig, um den Verstand zu verlieren.

Kathi hatte ihn mit angstvoll geöffneten Augen beobachtet, jetzt faßte sie seine Hand und bat leise:

"Nicht wahr, Du nimmst mich mit, nach der Fraueninsel? Ich brauche nicht nach dem Traunsee zu gehen? Ach, ich ertrug es nicht, Papa!"

"Gewiß, mein Kind. Du gehst nirgends anders hin, als zu mir."

Sie schmiegte sich von neuem aufweinend an ihn.

"Und Du glaubst an mich, Papa, hältst mich nicht wie er, für eine, die mit der Heiligkeit der Ehe gespielt hat? Glaubst es auch, ohne daß ich Dir Beweise geben kann?"

"Ja", sagte er feierlich, "ich glaube an Dich, meine Kathi."

Dreißigstes Kapitel.

Eine Stunde später ließ der Professor sich im Kantor bei Justus' Bruder, dem Kommerzienrat Markwald, melden. Er wurde aufs Zuvorkommendste und mit dem Ausdruck besonderer Hochachtung empfangen. Das wundete Gemüt des tief verletzten Vaters richtete sich sichtlich auf unter dem Eindrud wohlthuernder Teilnahme, die ihm hier entgegengebracht wurde. Der Kommerzienrat gab dem Professor zu erkennen, wie sehr er das ganze Verhalten seines Bruders gegen dessen junge Frau bedauere, ja verurteile, und daß seine Gattin sowohl, wie die durch den Tod ihres Sohnes so schwer getroffene Generalin doch nur das innigste Mitgefühl für Katharina hege.

Das Geschäftliche war bald erledigt. — Justus zeigte sich nach dieser Seite durchaus gentil, und so wurde es möglich, daß der Professor schon am Abend mit Katharina die Rückreise nach München und der Fraueninsel antreten konnte.

Welch ein Wiedersehen des lieblichen Eilandes für die junge Frau, die in strahlendem Glücke sie verlassen, und jetzt als eine völlig Geknickte dorthin zurückkehrte. Dennoch tat ihr die Stille, die Zurückgezogenheit von allem Verkehr wohl, und ihr körperliches Befinden fing allmählich an, sich unter dem liebenden Auge des Vaters und der zärtlichen Fürsorge Babettens wieder zu kräftigen. Die Seele aber wollte nicht so schnell gefunden. Eine völlige Teilnahmelosigkeit folgte auf die Zeiten der ersten, stürmischen Erregung, die selbst Cillys Heimkehr mit dem jungen Vatten nicht zu verschonen vermochte. Oft wandelte sie jetzt zu der stillen Kirche an Gottesader, um dort stundenlang im Gebete vor dem Muttergottesbilde zu verweilen und auch zu den Nonnen, die sie, besonders die jetzt bereits zur

Klosterfrau geweihte Agnes, mit herzlicher Freundlichkeit bei sich aufnahmen.

Mit keinem Worte berührte man die schmerzvolle Vergangenheit und wußte doch die niedergebeugte Seele tröstend aufzurichten.

Als der Winter kam und trieb sie fort von der stillen Insel in die Mauern der Stadt. —

Der Scheidungsprozeß war beendet, Katharina frei und durch die Generosität ihres Vatten in einer pekuniär fast glänzenden Lage. Doch alles Pöten von Vater und Schwester half nichts mehr, sie wollte in die Welt nicht wieder zurück. Selbst der Name ihres Vatten, von dem der Professor erfahren, daß er nach absolvierter Gefängnisstrafe, die durch kaiserliche Gnade um vieles gemildert wurde, ins Ausland gegangen war, und für mehrere Jahre fortzubleiben gedachte, durfte nicht vor ihren Ohren genannt werden, ohne daß sie in die heftigste Aufregung geriet und von beängstigenden Nervenankfällen befallen wurde.

Alle hofften auf den Frühling; aber auch er brachte keine Aenderung in Katharinas Befinden. Wieder zog man nach der Fraueninsel, und als die Rosen blühten, wiegte Cilly ein liebliches Kind in ihren Armen.

Mit stillen Augen sah Katharina oft an der Wiege des Kindes und betrachtete es sinnend.

"Ach, wenn Gott mir auch ein Kind geschenkt hätte", klagte sie einmal, "vielleicht wäre es besser geworden."

"Gott wollte es nicht", tröstete die Schwester. "Du mußt Dich darin finden. Für uns Frauen gibt es ja ein so weites Feld der Tätigkeit. Dir stehen soviel Mittel zu Gebote, Du könntest soviel gutes schaffen, könntest selbst noch glücklich werden in der Welt."

Katharina schauderte zu sammen.

"Ich — in die Welt zurück? — Nie, nie. — Mit jenem Tage, als das Schreckliche geschah, jener liebe, unschuldige Mensch um meinetwillen bluten, sterben mußte, ist mein irdisches Glück begraben. Hättest Du erlebt, was ich erlebt habe, Cilly, Du würdest nicht so sprechen."

Und das Gesicht in den Händen bergend, brach sie, in einem Seufzen, in heiße Tränen aus.

So vergingen die Sommertage. Immer mehr zog es Katharina zu dem stillen Kloster hin, in dessen Mauern sie allein noch Frieden fand. Als dann beim Eintritt der rauhen Jahreszeit die Familie nach München übersiedelte, bat sie, zurückzubleiben und unter Frau Agnes Leitung bei dem Unterricht in der Klosterschule sich beteiligen zu dürfen. — Nur mit schwerem Herzen willigte der Professor ein, und die Hoffnung, sein Lieblingkind, seinen Sonnenschein dem Leben und der Freude wiedergewinnen, begann allmählich in ihm zu schwinden. Im neu anbrechenden Frühling geschah denn, worauf alle sich lange schon gesetzt gemacht hatten, daß Katharina mit unter den Himmelskräuten, die der Erzbischof ein segnen sollte, zum Altar in der Klosterkirche schritt. Das blasser Frauenbild mit den schmerz durchfurchten Zügen, das so still und weltverloren mit gefalteten Händen zum Himmel empor schaute, wie wenig ähnlich war es jener Katharina, die damals an des geliebten Mannes Seite so stürmend in die Welt geeilt war. Wie bald war sie müde geworden in aller Fülle des Genusses! — Den Frieden hatte sie in dem Rausch des Lebens verloren, den sie jetzt in den Mauern des Klosters wiederzufinden hoffte, des Klosters, das ihr ein Gefängnis gedeutet hatte.

In den schmerzlichsten Gefühlen kniete Cilly neben ihrem Manne. Der Professor stand mit gefalteten Händen zur Seite, die Augen von Tränen verdunkelt.

Der Augenblick kam, wo unter der Scheere des Erzbischofs das goldig schimmernde schöne Haar Katharinas fiel. Da durchzuckte es die Schwester. Sie gedachte der Tränen, die Kathi damals vergossen, als ihrer Freundin blonder Haarschmuck gefallen und wie die junge Novize dann wie vorahnend gesprochen:

"Ich wünschte, liebe Kathi, Du hättest nie einen schmerzlicheren Verlust zu beklagen, als den dieses äußeren Schmuckes, lerntest nie kennen, was es heißt, in der Welt um den Frieden der Seele betrogen zu sein und danach wieder in Gebet und Flehen suchen zu müssen."

Doch als sie dann aufblickte, und unter dem weißen Schleier, durch das der Erzbischof über Katharinas Haupt gebreitet hatte, ihr Antlitz sah, auf dem ein himmlischer Glanz ruhte, da kam es wie ein Gefühl der Erlösung über sie. Die in der Welt um den Frieden gebrachte Seele hatte ihn wiedergefunden.

Und wie damals, als sie zum letzten Abschied von der Freundin mit Katharina zum Kloster geschritten, schlug sie auch heute an der Seite des Vatten und ihres Vaters denselben Weg ein. Es war ein schwererer Abschied, wie sie ihn damals genommen, und ihre Kathi jetzt Schwester Anastasia zu nennen, dünkte ihr das bitterste, das sie zu überwinden gehabt.

Den Professor überwältigte es fast, und als er zum letzten-

mal Katharinas Hand in die seine genommen, ihr einen letzten Kuß auf die Stirn gedrückt, da mußte er nach Gillys Arm fassen, um sich aufrecht zu erhalten.

„Jetzt erst haben wir sie ganz verloren“, klagte er, als er neben Gilly und Gungbacher den gewohnten Weg an den Linden auf der Höhe vorbei nach seinem Häuschen dahinwandelte.

Gilly drückte dem geliebten Vater ermutigend die Hand.

„Gönnen wir ihr den Trost dieser Zuflucht, nach der ihre franke Seele verlangte. Eine weiche Natur, wie die ihre war nicht dazu gemacht, den harten Kampf mit dem Leben zu nehmen, ihn zu besiegen. Sie bedurfte einer Stütze, die sie im Kreise der frommen Klosterfrauen jezt gefunden hat.“

„Die bessere natürliche Stütze hätte sie bei uns in ihrem Vaterhause finden müssen“, entgegnete der Professor mit traurigem Kopfschütteln. „Und daß sie diese natürliche Stütze verschmähte, daß sie ihr nicht genügte, das ist mein bitterster Schmerz.“

Gilly fand keine Antwort. Schweigend schritt man weiter, da stand vor der Tür ihres Häuschens die Wärterin mit dem blühenden Knaben Gillys auf dem Arm, die Heimkehrenden erwartend. Ertümelnd ließ der Professor nach dem ihm entgegenstrebenden Kleinen und schloß ihn in seine Arme, als wolle er ihn nie mehr lassen.

„Hier ist mein Leben, hier meine Zukunft“, rief er tief bewegt. „Ach, wenn ich Euch nicht hätte, meine Kinder, Euch und meine Kunst!“

Gilly schmiegte sich inniger an den geliebten Vatten, der ihr so tröstend und hilfsbereit in dieser schweren Zeit zur Seite gestanden:

„Ja“, rief sie, dem Vater zuneigend, „laß uns gemeinsam danach trachten, das Leid, das über uns gekommen, zu überwinden, stark zu sein um unseres Kindes willen. In ihm blüht uns ja ein neuer Frühling auf.“

— Ende. —

Aus dem Leben in der Natur.

Von Camilla Cegholm.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von

G. Johannis.

(Nachdruck verboten.)

Zu Engelberg in der Schweiz entfaltet sich im Sommer ein reges Leben. Der kleine Lustort wird von Engländern und Deutschen in großer Anzahl besucht, namentlich pflegen viele Deutsche ihre Ferien dort zu verleben und ihre ganze Familie mitzubringen. Die Anzahl der Familienglieder ist so groß, daß dort in den Gasthäusern eine besondere Table d'hôte für Kinder angelegt wird. Bei schönem Sonnenschein zerstreut sich die Kinderschar im Tal, und da die lieben Kindern ja gern Beschäftigung und Unterhaltung haben wollen, so sind sie von ihren guten Müttern mit den hier am Orte so beliebten Fangnetzen für Insekten ausgerüstet worden, mit denen die Kleinen nun ihren Zerstörungszug antreten. Daß dieser Sport etwas Böses im Schilde führt, fühlt die Jugend nicht, die Genehmigung der Eltern bürgt ihr dafür, daß dies ein erlaubtes Vergnügen ist.

Namentlich wird ein gewisser Teil der Engelberger Umgebung, das „Forsbistal“, von den Kindern überschwemmt. Das Tal wird auch „das Ende der Welt“ genannt, weil der Weg plötzlich an einer hohen Felswand aufhört, die jedes weitere Vordringen verbietet. Hier brennt die Sonne zur Mittagszeit, hier findet sich ein üppiger Blumenflor auf der grünen Wiese, hier fliegen Insekten und alle möglichen Arten von Schmetterlingen in großen Schwärmen umher. Blumen und Insekten strahlen in schönster Pracht, kleine rieselnde Wasserläufe durchziehen die Wiese und halten sie frisch und grün. Im Hintergrunde türmen sich mächtige Schneeberge auf, die von ihrer Eis- und Gletschermwelt herabschauen auf die gebrechlichen Menschenkinder, die sich dort tummeln. Auf des Allmächtigen Wort „Es werde!“ entstand diese erhabene Natur, und man gewinnt den Eindruck, daß dies alles nicht nur zu Ruh und Freude der Menschen da ist, sondern, daß es auch den Zweck hat, die großen Gedanken Gottes darzustellen, daß besonders die Tier- und Pflanzenwelt nach den ewigen Naturgesetzen ein Leben führt, welches ihnen das Recht gibt, sich des Daseins zu freuen, und das beschirmt wird von der unsichtbaren Hand, die es schuf.

Daher fühlt man unbewußt den Drang, die Geschöpfe Gottes zu schauen und bei Gelegenheit ein gutes Wort für sie einzulegen, selbst wenn man sich dabei der Gefahr aussetzt, für schwärmerisch angesehen zu werden. Dies wäre höchst nötig gewesen bei der spielenden Kinderschar, die alle-

mal jubelte, wenn ein buntes Insekt gefangen wurde — armes Insekt, das befühlt und betastet wurde von listigen Kinderhänden —, aber das wäre ein Eingriff in die Rechte der Eltern gewesen, den man jedenfalls nicht gut angenommen hätte. Ich mußte mich damit trösten, daß die Kleinen Eroberer nicht immer Glück hatten bei ihrem Fang und daß sie zuweilen ihre Waffe niederlegten, um irgend ein Spiel anzufangen.

Wenn das Tal von seinen kleinen Plagegeistern befreit war, so kamen die großen, die eigentlichen Insektenjäger, die mehr geübten, die mit großen Kästen dort hinaufziehen. Wenn es doch sein sollte, so sah ich lieber das Leben der Insekten in ihrer Hand, als in den Händen der Kinder, die keinen Verstand hatten, ein solches Tierchen zu behandeln. Dies sagte ich auch zu Herrn Vogel, einem der Sammler, mit dem ich in Berührung gekommen war, und welcher es meisterhaft verstand, Schmetterlinge einzufangen. Mit der Dämmerung kamen die Nachtschwärmer hervor, und dann war Herr Vogel auf dem Plage; ebenso wie die kleinen Tiere umkreiste er, bewaffnet mit einem riesigen Fangnetz, die Türen und Fenster des Gasthauses. Er hatte mir gesagt, daß er die Insekten nicht quäle, sondern sie mit Hilfe eines starken Giftes sofort töte. Dies Gift trug er in einem Glase bei sich, in welches das gefangene Insekt hineingeworfen wurde. Man spießte also das arme Tier nicht auf, und das war immerhin ein Fortschritt in der Menschlichkeit.

Daher bestrebe ich mich auch, nicht zu große Empfindsamkeit zu zeigen. Am liebsten hätte ich natürlicherweise den Schmetterlingen das Leben gegönnt, aber einem Insektenjäger vorzuschlagen, andere Gegenstände, z. B. Freimarken oder Siegel für seine Sammelwut zu wählen, ist ganz fruchtlos, und wenn man für die beschwingten Wesen Fürbitte einlegt, so laßt er nur darüber. Es ist nichts mit ihm aufzustellen. Oft meint man, daß es besser sei, seine Gedanken für sich zu behalten, aber stets macht eine mächtige Triebfeder sich geltend, wenn es gilt, für das Gute zu wirken. Man wünscht entweder, einem Schmetterling das Leben zu retten oder höhere, edlere Tiere der Barmherzigkeit unserer Mitmenschen zu empfehlen, oder es ist unsere ganze Menschlichkeit, unser moralisches Gefühl, das sich erhebt gegen die Gewalttaten, die an den Tieren begangen werden. Immer liegt dasselbe Prinzip zugrunde, dasselbe Prinzip, welches uns in Harnisch bringt, wenn wir das Gute im Leben in Gefahr sehen, wenn wir die Nührungen des Herzens sich in kalte Erwägungen verwandeln sehen, wenn Spott und Hohn stolz das Haupt erhebt und geringschäßig auf die Religion herabsieht. Daher müssen wir stets zu Worte zu kommen suchen mit dem, was uns am Herzen liegt, selbst dann, wenn wir nicht viel damit erreichen, oder gar nur Un dank ernten. Wir müssen unsern Platz auszufüllen suchen in dem Kampfe, den unsere Zeit führt gegen alles Ungefunde und Unwahre, welches das Gute und Rechte zu erstickten droht.

Einen starken Verbündeten bei seinem „Totschlagen“ hatte Herr Vogel in dem elektrischen Licht. Engelberg ist, trophem es sehr klein ist — es ist nur ein Dorf —, ebenso zivilisiert wie seine Kollegen am Vierwaldstättersee. Draußen vor den Gasthäusern erglöhlt jeden Abend das elektrische Licht; die ganze Straße bildet ein Lichtmeer, in welchem die Leute auf und ab gehen, als wäre es der herrlichste Mondschein. Wenn einmal der wirkliche Mond sich hervorwagt, so zieht er sich schnell wieder zurück; er kann es nicht aufnehmen mit seinem mächtigen Nebenbuhler, der niemals wechselnden Stimmungen ausgesetzt ist. Das elektrische Licht strahlt so siegreich und beleuchtet die Gletscher so blendend, daß die Leute den lieben alten Mond gar nicht entbehren, sondern ihn fast erstaunt ansehen und versucht sind, ihn alltätlich zu finden, wenn er sich auf diesem modernen Gebiet zeigt.

Nicht allein die Menschen wurden von diesen elektrischen Strahlen angezogen, auch die Nachtschwärmer flatterten dem Lichte zu und taumelten geblendet gegen die Mauer, wo Herr Vogel mit seinem Netze bereit stand und der gewisse Tod ihrer wartete. Die größten und schönsten Exemplare hatte er schon eingefangen, aber dennoch konnte er niemals genug bekommen von diesem Sport. Abend für Abend wiederholte sich dasselbe Wandern — der blisschnelle Wurf mit dem Netze, das Verschwinden des Insekts ins Glas und des Glases in die Rocktasche.

„Wissen Sie was, Herr Vogel“, sagte ich eines Abends, als er eifrig mit dem Einfangen von Insekten beschäftigt war, „es ist geradezu unheimlich, Sie umherschleichen und auf Ihre Beute lauern zu sehen, und dabei zu wissen, daß Sie mit jeder Bewegung den Tod bringen, ein Leben nach

Dem andern vernichten in dieser herrlichen Natur, wo Sie von ganz anderen friedlichen Gedanken erfüllt sein sollten.“

„Still, Sie müssen mich nicht hören“ — er hatte soeben seine Waffe gegen die Mauer geworfen und einen schwarzen Nachtschwärmer die Pforte des Todes betreten lassen; jetzt hielt er das Glas mit dem schwarzen Leichnam gegen das Licht. „Na, ich dachte es mir wohl, das ist nur ein ganz gewöhnliches Exemplar — von der Art habe ich schon genug.“ Er schüttelte sein Opfer in die Hand und ließ es auf die Erde fallen.

„So hätten Sie dem armen Tier sein Leben lassen können,“ sagte ich.

„Ach, das ist ja doch nur so kurz.“

„Um so mehr Grund, es nicht zu verkürzen.“

„Et was, sollte man sich derartige Strupel machen — ein so erbärmliches Ding! Er setzte seinen Fuß auf den schwarzen Gegenstand und zertrat ihn.“

„Ich kann mich dessen erinnern,“ sagte ich gedankenvoll, „daß ich, wenn ich als Kind einen Schmetterling fand, diesen in einem Blumentopfe begrub, ein wenig Grün darauf streute und glaubte, er könne zu neuem Leben erwachen.“

„Und ich kann mich dessen erinnern,“ sagte Herr Vogel lachend, „daß ich, wenn ich einen lebendigen Krokodil fand, diesen mit einer Nadel aufspießte, und daß es mir nicht im geringsten leid tat um den Burschen.“

„Das muß daher kommen, weil Sie die Tiere nicht lieben.“

„Man ist doch auch den Tieren nicht so viel Rücksicht schuldig.“

„Alle lebenden Wesen haben Anspruch aufs Dasein, und man soll das Kleine nicht verachten. Selbst das geringste Geschöpf hat seine Bestimmung hier in der Welt und kann uns Menschen nützlich werden, ohne daß wir es ahnen.“

„Ich glaube, daß ich auf diese Weise den besten Nutzen aus den Nachtschwärmern ziehe,“ entgegnete Herr Vogel und schüttelte sein Glas; „es ist auch ärgerlich, daß Sie meine schöne Sammlung nicht ansehen wollen. Es ist geradezu ein prächtiger Anblick!“

„Ich liebe es mehr, die Schmetterlinge im Sonnenschein als auf dem Paradebett zu sehen. Gute Nacht, Herr Vogel!“

Ich ging auf mein Zimmer, von dessen Balkon ich sehen konnte, wie Herr Vogel seine nächtliche Jagd noch lange fortsetzte, nachdem alle anderen zur Ruhe gegangen waren. Sonst war alles still. In kurzer Entfernung vom Hotel hatte eine Zigeunertruppe ihr Lager aufgeschlagen; die ganze Familie war in den Wagen gestiegen. Diesen Abend schrien die Kinder nicht; das geschah meistens bei schlechtem Wetter, wenn der Regen die Kleinen naß machte, so daß sie froren. Es war ein außergewöhnlich warmer Tag gewesen. Der Föhn, der in diesen Gegenden oft weht, hatte die Luft trocken und drückend gemacht. Ich ließ die Tür, die auf den Balkon führte, halb offen stehen, als ich zur Ruhe ging. Mein Schlaf war unruhig und voller Träume. Plötzlich erwachte ich davon, daß etwas gegen meine Eiträume schlug. Erschrocken fuhr ich auf — wieder ein leichter Schlag, aber diesmal war ich so wach, daß ich mir denken konnte, es müsse ein Nachtschwärmer sein, der sich in mein Zimmer verirrt hatte. Um mich davon zu überzeugen, zündete ich Licht an; ganz richtig — ein sehr großes Exemplar von Herrn Vogels Schwärmern sauste im Zimmer umher. Um zu verhüten, daß er sich an dem Lichte die Flügel verbrenne, stand ich auf und suchte ihm mit dem Taschentuche den rechten Weg zu zeigen. Dann trat ich selber hinaus auf den Balkon, um zu sehen, ob die Luft kühl geworden sei. In diesem Augenblick vernahm ich ein Geräusch. Ich lehnte mich über das Geländer und sah eine Gestalt auf dem Balkon unter mir. Dieser gehörte zu Herrn Vogels Zimmer, und ich vermutete zuerst, es könne Herr Vogel selber sein; da aber die Bewegungen der Gestalt höchst merkwürdig waren, indem sie von außen über das Geländer steigen wollte, so war es wahrscheinlicher, daß es ein Dieb war. Ob ich eine Bewegung gemacht oder einen Schrei ausgestoßen habe, weiß ich nicht, aber die Gestalt mußte mich entdeckt haben; sie lehnte plötzlich um — ein Sprung hinaus in die Luft, und verschwunden war sie in der Dunkelheit. Es ging alles so schnell, daß ich noch unschlüssig auf dem Balkon stand, als die verdächtige Person sich längst entfernt hatte.

Nun, da die Gefahr beseitigt war, hielt ich es nicht für nötig, die schlafenden Bewohner zu wecken. Mein Blick fiel unwillkürlich auf das Zigeunerzelt; das weiße Segel-

tuch bewegte sich verächtlich; ich zweifelte nicht daran, daß der Dieb von dort gekommen war. Ost, wenn ich an dem Wagen vorbeigegangen war, hatte ich ein paar finstere, unheimliche Gesichter gesehen und eine Frau mit zwei kleinen Kindern auf dem Schoße. Sie hatte mich freundlich gegrüßt, und ich hatte den Kindern einige Groschen gegeben. Es war ihnen verboten, die Fremden anzubetteln, aber oft bemerkte ich, wie ihre feindseligen Blicke uns folgten, und ich konnte es diesen armen Menschen nicht verdenken, daß sie bitter gegen uns waren, die wir hier in den Gasthäusern im Überflusse schmelzten, während sie nicht einmal das trodene Brot hatten. Daran dachte ich, während mein Blick an dem Wagen dort unten hing, und so fand ich mich nicht berufen, als Ankläger gegen die Unglücklichen aufzutreten.

Ich hüllte mich in ein Tuch und nahm auf dem Balkon Platz, um für die Sicherheit meiner Mitbewohner zu wachen. Ich horchte gespannt, aber alles blieb still. Mit dem ersten Morgengrauen fuhr ein gepackter Wagen an dem Gasthause vorbei; es war die Zigeunertruppe, die aufgebrochen war und weiter in die Welt hinauszog. Mir war, als ob ein paar finstere Augen zu mir hinausblickten, dann verließ ich meinen Posten, ging zu Bett und fiel bald in einen festen Schlaf.

Als ich erwachte, erschienen mir die Begleitenden der Nacht wie ein Traum. Während ich mich antleidete, fiel mein Blick auf einen Strauß Alpenblumen, der auf dem Tische stand. Dort sah mein Schwärmer von der Nacht und schlief auf einem grünen Blatte. Ich brach das Blatt ab und setzte ein Glas über das Insekt. Dann ging ich hinunter zum Frühstück und zeigte Herrn Vogel meinen Gefangenen. „Sie können dem kleinen Tier hier dafür danken, daß Sie hier ruhig sitzen und Ihren Kaffee trinken können,“ sagte ich, indem ich ihm mein nächtliches Abenteuer erzählte. Er war anfangs etwas ungläubig, dann aber ging er hinaus und fand einen Streich an seinem Balkon. Diesen hatte der Dieb benutzt, um die Mauer zu besteigen.

„Solch Diebsgesindel!“ rief Herr Vogel erzürnt aus.

„Seien Sie froh, daß er nicht Ihr Geld oder Ihr Leben genommen hat! Wie wunderbar, daß Sie dies dem kleinen Insekt verdanken, das Sie so eifrig verfolgen, denn hätte der Schwärmer mich nicht geweckt, so hätte ich die Gefahr nicht abwenden können. Flieg, Vogel, flieg,“ und ich gab meinem Gefangenen die Freiheit.

„Ja, ich bin in Ihrer Schuld und in der des Nachtschwärmers,“ sagte Herr Vogel. „Wie soll ich mich erkenntlich zeigen?“

„Vor allen Dingen dadurch, daß Sie nicht mehr an diesem Orte jagen.“

„Einverstanden.“

„Es ist am besten, Sie legen Ihre Waffe in meine Hände,“ sagte ich hinzu.

„Was dann weiter?“

Ich dachte nach. — „Und dann müssen Sie Ihren Kindern die kleine Geschichte von dem Nachtschwärmer erzählen.“

Herr Vogel lachte. „Darin kann ich Ihnen nicht dienen, denn ich habe keine Kinder.“

„Aber ich vermute, daß Sie sich verheiraten werden,“ antwortete ich.

„Was für Vergnügen kann es Ihnen bereiten, daß ich meinen zukünftigen Kindern diese kleine Geschichte von Engelberg erzähle?“

Ich lächelte. „Es ist die Jugend, auf die wir unser Vertrauen setzen.“

„Auch auf die ungeborenen Kinder?“

„Gerade. Was wir jetzt in die Herzen der Jugend säen, das kommt wieder in der nächsten Generation. Wir setzen unsere Hoffnung auf die Zukunft. Und dann müssen Sie mir versprechen, auf den Wert der kleinen Dinge hier im Leben achten zu wollen; bedenken Sie, daß alle ein Glied in der großen Kette bilden, daß jedes für sich ein kleines Rad ist in der großen Maschine, die das Welt treibt, das Welt, wo wir Menschen nur ein Werkzeug sind, des Herrn Willen auszuführen.“

Herr Vogel senkte schweigend das Haupt. Und er hielt sein Versprechen — wenigstens in Engelberg. Solange wir dort waren, konnten die Schmetterlinge ungehindert in den Strahlen des elektrischen Lichts an der Mauer tanzen, und was die anderen Dinge betrifft, die ich ihm aus Herz legte, so habe ich den Glauben, daß er sich bei Gelegenheit daran erinnern wird, sowohl im Leben als in der Natur.